

WIRTSCHAFTSWACHSTUM

Besser wachsen

Es ist schlimm, wenn die Wirtschaft schrumpft. Nicht nur, weil unser Wohlstand dann irgendwann dahin ist

VON THOMAS FISCHERMANN

Sei's drum! Schrumpfen wir ein bisschen! Sollen die Prognoseinstitute ruhig vorhersagen, dass das Wirtschaftswachstum 2009 um vier, fünf oder sechs Prozent ins Minus rutschen wird! Die ungefähr fünftreichste Nation der Erde kann es sicher verkraften, wenn wir wieder auf dem Stand von 2006 landen. Da ging es uns ja auch nicht schlecht. Kaufen wir einfach kleinere Autos, verzichten wir auf die Anschaffung von unnützem Kram, trinken wir wieder Wasser aus der Leitung.

Man hört das jetzt häufiger. Von Talkmastern im Fernsehen, von angesehenen Ökonomen, in feinerer Form auch vom Bundespräsidenten. »Wir haben uns eingeredet, permanentes Wirtschaftswachstum sei die Antwort auf alle Fragen«, hat Horst Köhler kürzlich gesagt. Das klang fast schon so, als wären wir über die Niederungen des Immer-mehr längst hinweg. Machen wir uns nichts vor: Vorstellungen von einer schmerzlosen ökonomischen Schrumpfkur sind naiv. Es ist unmöglich, Minuswachstum so zu organisieren, dass jedermann seinen fairen Anteil daran trägt. Dass jeder einfach fünf Prozent weniger bekommt. Gäbe es einen solchen Weg, wäre es mit dem Schrumpfen wirklich nicht so schlimm. In Wahrheit ist es sehr schmerzhaft.

Über die Ungerechtigkeiten wirtschaftlichen Wachstums ist viel geklagt worden, eine schrumpfende Wirtschaft aber ist noch viel ungerechter. Menschen in festen Jobs oder mit gut gesichertem Vermögen sind davon geringfügig betroffen, andere verlieren ihren Arbeitsplatz oder ihr unternehmerisches Lebenswerk. Sie stehen dann nicht vor minus 5 Prozent, sondern vor minus 100 Prozent ihres bisherigen Lebensentwurfs.

Nicht zu vergessen die bedrohlichen Kettenreaktionen, die psychologischen Effekte und die wilden Übertreibungen, die der Wirtschaft innewohnen. Ob panikartige Massenentlassungen oder Börsenzusammenbrüche, Angstsparen in den Haushalten oder Kreditknauserei bei den Banken: Furcht und Vorsicht in Krisenzeiten sind oft hemmungslos übertrieben, mehr noch als Euphorie und Gier im Boom. Menschen tun sich sehr schwer damit zurückzustecken. Sie leiden mehr unter einem verlorenen Euro, als sie sich über einen gewonnenen Euro freuen. In Zeiten der Schrumpfung, sagen manche Soziologen, sei der soziale Frieden in Gefahr.

Also brauchen wir wieder Wachstum – für den eigenen Frieden, den Frieden im Land und aus knallhart materiellen Gründen. Denn selbst wenn wir auf den nächsten Spritschlucker und den Plasmafernseher fürs Kinderzimmer verzichten wollen, müssen wir noch die steigenden Kosten unserer Gesundheitssysteme

finanzieren. Wir müssen den Rentnern ihre Rente überweisen. Auf Dauer ist das nur möglich, wenn wir mit immer weniger Leuten mehr erwirtschaften.

Und dennoch sollten wir jetzt eine Wachstumsdebatte führen. Nicht über die Frage, ob wir auf Wirtschaftswachstum verzichten sollten, sondern über die Art dieses Wachstums. Denn diese Krise, die in dieser Woche zu solch verheerenden Konjunkturprognosen führt, erinnert daran, dass es gute und weniger gute Richtungen der wirtschaftlichen Entwicklung gibt. Nützliche und weniger nützliche Produkte und Dienstleistungen. Räuberische und langfristig akzeptable Ausbeutungen der Gesellschaft und der Umwelt – ein Wirtschaften ganz ohne schädliche Umweltfolgen hat noch niemand erfunden. Können Wirtschaft und Politik unter dem Eindruck der Krise einen Weg aushandeln, um dieses Wachstum in sozialere, nachhaltigere, menschenfreundlichere Wege zu lenken?

Das alles klingt vage und ist schwer zu fassen – doch gibt es eigentlich nichts Unpräziseres als die bisherige Methode, mit der wir unseren Wohlstand messen. Ökonomen wie Politiker starren auf das Bruttoinlandsprodukt (BIP), zu dem Statistiker alles aufaddieren, was in einer Volkswirtschaft geschaffen und geleistet wird – solange es einen Preis hat. Es ist ein haarsträubendes Konstrukt, das eine Menge Probleme schafft.

Kindererziehung und Krankenpflege daheim? Sie steigern das BIP kein bisschen. Umweltschäden, die keiner mehr beseitigen kann? Senken das BIP keineswegs. Mehr Freizeit und Selbstverwirklichung für alle? Im Zweifelsfall eher schlecht fürs BIP. Zunehmender sozialer Unfrieden und Kriminalität? Keine Auswirkung. Halt, doch! Wenn ein Hooligan eine Scheibe einwirft, muss der Glaser kommen. Dann wächst das BIP sogar.

An diesem Unsinn aber richten wir unsere Politik aus. Als Bankkonzerne dank ihrer Luftbuchungen gewaltige Gewinne verzeichneten, haben wir es dankbar als einen Teil des gestiegenen BIPs verbucht. Der Steigerung des BIPs verschreiben wir unser Bildungssystem, unsere Forschungsförderung, unsere Infrastruktur. Der Raubbau an den Wäldern, bodenzerstörende Monokulturen, die Zersetzung von Gesellschaften durch Überarbeitung – sie dienen kurzfristig der Steigerung des BIPs und zerstören langfristig die Lebensgrundlagen des Menschen. Dennoch feiern wir Länder, die beim BIP-Wachstum vorn liegen, wie Leistungssportler: Schaut her, China hat die Zehnprozentmarke gerissen!

Wirtschaftswissenschaftler suchen seit Langem nach alternativen Messzahlen für die Ökonomie, die mal die Ökologie, mal das Soziale, mal das Glück der Menschen in den Mittelpunkt stellen. Diese Ideen sollte man schleunigst ausgraben und umsetzen. Wir müssen über bessere Arten des Wachstums reden. Bevor die schlechten Wirtschaftsnachrichten wieder von guten abgelöst werden und niemand mehr etwas von Alternativen hören will.

Diesen Artikel finden Sie als Audiodatei im Premiumbereich unter www.zeit.de/audio

